

# Illustrirte Zeitung

## für Kleine Leute

Juni.

Von Fr. X. Seidl.

Sieh, wie so schön der Tag entschwindet!  
Im Westen glänzt ein leuchtend Roth,  
Das noch die Berge rings entzündet  
Und Wald und Auen überloht.

Nur leichte, leise Schatten dunkeln  
Schon aus dem Thal herauf von fern,  
Und von des Mondes blassem Funkeln  
Begleitet, kommt der Abendstern. —

Nun laß alle Sorgen schlafen,  
Vergiß des Tages Müß' und Last,  
Und halte in des Friedens Hafen  
Du müdes Herz, auch einmal Rast.

Des Abendsegens Töne bieten  
Den Gruß, der zur Ergebung mahnt,  
Es ist ein Klang aus jenem Frieden,  
Den hier schon Deine Sehnsucht ahnt.



## Glück und Günst.

Eine Arabeske aus dem Hofleben früherer Zeit von Ludwig Salomon.



Seit lange war der Carneval auf dem Schlosse Blankenburg am Harz nicht so lustig gefeiert worden, wie in dem Jahre 1718; der Herr des Schlosses, Fürst Ludwig Rudolph, hatte zu den vielen von ihm ausgenommenen und arrangirten Vergnügungen und Belustigungen nicht nur alle Vornehmen seines Fürstenthums Blankenburg eingeladen, sondern auch eine große Menge von Edelenten und Offizieren aus Braunschweig, Hannover, Halberstadt, Magdeburg, dem Anhaltischen, und selbst seinen Herrn Bruder, den Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel. Und dieser sowohl, wie fast alle übrigen Geladenen waren erschienen. Da gab es denn ein buntes Leben in dem althehrwürdigen großen Schlosse Blankenburg und dem kleinen gleichnamigen Städtchen unten am Fuße des Schloßberges; Vogel- und Scheibenschießen, Jagden mit Fuchs- und Hasenprellen, Feuerwerke, Bälle, Asseembleen, Komödien u. wechselten mit einander ab und endlich wurde auch eine große sogenannte adelige Bauernhochzeit in Scene gesetzt.

Eine solche adelige Bauernhochzeit gehörte in der damaligen Zeit zu den beliebtesten Vergnügungen der Höfe; sie wurde im Bauernkostüm ausgeführt, das der gesammte Hof vom Fürsten bis zum Kafeien anlegte, ein Kavalier und ein Hoffräulein stellten das Brautpaar dar, der fürstliche Gastgeber und seine Gemahlin waren Hochzeits-Vater und -Mutter, der große Hochzeitszug fuhr auf Bauernwagen mit Bauernmusik durch die Stadt, es wurde eine humoristische, mit tollem Humor gewürzte Trauung vollzogen, dann gab es einen großen bauerlichen Hochzeitschmaus, bei dem man von hölzernen Tellern aß und im Dialekte der Bauern schwatzte, spaßte und larmte und endlich schloß ein lustiger, aller Etikette harer Bauerntanz das Fest.

Die adelige Bauernhochzeit im Blankenburgischen Carneval von 1718 sollte jedoch noch einen ganz besonderen Reiz erhalten und zwar durch einen Vorschlag, der von einer Seite kam,

von der man ihn am allerwenigsten erwartet hätte, nämlich von der Bauernschaft des Dorfes Ströbeck bei Halberstadt. Wer freilich die Ströbecker Bauern etwas genauer kannte, der wußte, daß sie nicht bloß Felder bestellen und Wiesen mähen konnten, sondern daß sie auch weit über ihren Stand hinaus intelligente Leute waren und selbst noch bei ihren geselligen Vergnügungen und Unterhaltungen viel Wit und Scharfsinn entwickelten, vor allem aber außerordentlich gewandte Schachspieler waren. Die Schachspielkunst wurde schon seit vielen Jahrhunderten in dem Dorfe Ströbeck gepflegt, man erzählt, ein Ströbecker Kreuzfahrer hätte das Spiel seiner Zeit mit aus dem gelobten Lande gebracht. Darauf bürgerte es sich nach und nach in dem kleinen Dorfe so ein, daß es Jeder bis herab zum Pferdebeknecht spielte. In Folge dessen bildete sich mit der Zeit ein wahrer Kultus des Schachspiels im Dorfe aus; von Seiten der Gemeinde wurden werthvolle Schachbretter angeschafft, die im Archive des Dorfes aufbewahrt und nur bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurden, auch verschiedene Werke über das Schachspiel wurden auf Gemeinkosten gekauft, in erster Linie das des Herrn Herzogs August unter dem Namen Gustavus Selenus herausgegebene, und dabei entstanden, ohne daß man sich dessen so recht bewußt wurde, allerlei Sitten und Gebräuche, die entweder auf dem Schachspiel fußten, oder mit demselben verknüpft wurden. Eine der originellsten Sitten war die, daß bei einer Hochzeit der Bräutigam vor der Trauung erst um seine Braut spielen mußte, ehe er sie zum Altare führen durfte. Diese Braut-Schach-Partie wurde in Gegenwart aller Hochzeitsgäste gespielt, als Gegner mußte der geschickteste Spieler ausgesucht werden und Alles verschor sich nun gleichsam gegen den Bräutigam. Doch durfte Niemand etwas zu den Spielenden sagen, nur wenn der Gegner des Bräutigams Miene machte, einen falschen Zug zu thun, dann durfte einer der Zuschauer rufen: „Vadder, mit Raß!“ (Gevatter, mit



Bedacht!) Verlor sodann der Bräutigam, so mußte er einen Extra-Schachschmanz geben und irgend Etwas zu Gunsten des Schachspiels in das Dorf-Archiv stiften, gewann er dagegen, so durfte er ohne alle weiteren Umstände seine Braut bei der Hand nehmen und zur Kirche schreiten.\*)

Dieser Hochzeitsitte, sowie noch verschiedener anderer Hochzeitsbräuche, die bei ihnen beobachtet wurden, gedachten unwillkürlich die Ströbeker Bauern, als auch bei ihnen erzählt wurde, was für einen lustigen Karneval der Fürst von Blankenburg herrichten und daß bei demselben auch eine adelige Bauernhochzeit gefeiert werden solle. Und wie so bei der Unterhaltung darüber ein Wort das andere gab, wurde schließlich die Frage aufgeworfen, ob den Fürsten und seine Gäste nicht vielleicht auch einmal eine Hochzeit nach Ströbeck'scher Art amüsiren würde. Die Frage fand allgemeines Interesse und bald war man einig, zwei angesehenere Bauern an den Hof nach Blankenburg zu senden und dem Fürsten den Vorschlag unterthänigst vorzulegen, ob es ihm nicht einmal beliebe, eine adelige Bauernhochzeit nach Ströbeck'scher Art aufführen zu lassen, die Ströbeck'sche Bauernschaft würde es sich zur Ehre schätzen, dem fürstlichen Hofe dazu ihr schönstes Schachbrett nebst Figuren dazu zu leihen und auch sonst die hohen Herrschaften mit allen Bräuchen, die bei einer solchen Hochzeit beobachtet werden müßten, bekannt zu machen.

Noch am selben Abend, an welchem man auf diesen Gedanken gekommen war, wurde in der Rathsstube des Dorfes die Wahl der beiden Abzusendenden vorgenommen und schon am andern Morgen stiegen diese Beiden, es waren Christian Söllig und Ferdinand Schmidt, mit dem kostbarsten Schachbrett und den feinsten Figuren, im Falle sie etwa Zeugniß von ihrer Kunst vor dem Fürsten ablegen sollten und ein Schachspiel nicht etwa gleich zur Hand wäre, zu Pferde und traten ihre kleine Reise gen Blankenburg an. Der Christian Söllig nahm auch noch sein achtjähriges Söhnchen Valentin mit sich hinten auf den Sattel, da das sehr wißbegierige

und kluge Bübchen den Vater inständigst gebeten hatte, ihn mit an den glänzenden Hof zu nehmen.

Bei ihrer Ankunft im Schloßhofe zu Blankenburg erregten die beiden Ströbeker Bauern allgemeine Verwunderung und wurden, da auch der Fürst sehr neugierig war, zu erfahren, was sie denn wohl wollen möchten, alsbald vorgelassen. Sie legten ihren originellen Vorschlag bescheidenlich aber ansprechend dar und erregten damit eine allgemeine freudige Ueberraschung, ja einen allgemeinen Enthusiasmus für dieses Projekt. Nur sehr wenige Herren und Damen wußten, daß die Ströbeker Bauern so gute und eifrige Schachspieler waren, selbst der Fürst nicht, ja dieser fragte wiederholt, es spielten doch wohl nur einige von ihnen dieses königliche Spiel, bis Söllig versicherte: „Fürstliche Gnaden, jeder Pferdeknecht spielt bei uns Schach, sogar der Bube auf der Schulbank, und wenn es Eurer Fürstlichen Gnaden Vergnügen macht, so will ich mein achtjähriges Söhnchen Valentin hereinholen, das ich noch mit hinten auf meinem Sattel aufsitzen ließ, weil es so gern einmal Eurer Fürstlichen Gnaden prächtiges Hoflager sehen wollte und ich, oder einer der Herren Ravalierere kann mit ihm eine Partie spielen. Euer Fürstliche Gnaden werden sich dann mit eigenen Augen überzeugen, daß das Kind ganz fertig und vielleicht auch nicht ganz schlecht zu spielen versteht.“

Diese Erklärung rief das größte Erstaunen hervor und der Fürst befahl sofort, den Kleinen herbeizuschaffen. Söllig eilte daher auf den Hof, wo der Knabe bereits mit der Kleinen Minna, der Tochter des Hof-Büchsenmeisters Freundschaft geschlossen hatte und lustig spielte, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das fürstliche Gemach. Dort befiel den Kleinen erst eine gewisse Schüchternheit, als ihn jedoch der Fürst freundlich anredete, schwand die Befangenheit schnell. Darauf setzte sich der Fürst selbst mit dem Kinde an einen Tisch und spielte mit ihm eine Partie Schach; die Hofleute bildeten einen großen Kreis um die beiden so ungleichen Spieler und verfolgten den Gang des Spieles mit Aufmerksamkeit. Söllig blieb etwas abseits stehen, es klopfte ihm das Herz und er fragte

\*) Das Schachspiel florirt noch heute in Ströbeck; alljährlich findet sogar in der Schule eine Schachprüfung statt, bei der die besten Spieler mit schönen Schachbrettern belohnt werden.



sich zagend, ob sich sein Valentin wohl tapfer halten, oder sich durch die ungewohnte Umgebung zu Unachtsamkeiten verleiten lassen werde.

Der Fürst spielte mit allem Bedacht und zog immer nur mit der größten Vorsicht, bald aber merkte er, daß er auch einen sehr vorsichtigen Gegner hatte, der sich nach und nach — man sah es ihm deutlich an — so in das Spiel vertiefte, daß er seine Situation, die Person seines Gegners und seine ganze Umgebung vollständig vergaß. Das spornte den Fürsten noch mehr an; er wandte allen seinen Scharfsinn an, seinen Gegner zu schlagen, aber dieser wehrte sich mit solchem Geschick, daß ihm nicht beizukommen war, und als der Fürst einmal einen Zug nicht ganz genau berechnete und sich eine Blöße gab, benutzte dies Valentin sofort und machte den Gegner matt.

Darauf konnte sich der Fürst und der gesammte Hof vor Verwunderung gar nicht fassen und der Vater Söllig sprang herzu, umschlang sein Söhnchen mit beiden Armen und küßte es.

Der Fürst aber griff in die Tasche seiner langschößigen Brokatweste und holte einen blitzenden Louisd'or hervor, mit dem er sodann das erstaunte Kind beschenkte. Sodann wandte er sich an den Vater Valentin's und sagte: „Sein Knabe ist ein sehr hochbegabtes Kind, was er wohl selbst noch nicht recht erkannt hat. Laß' Er mir den Kleinen hier, ich werde ihn sorgfältig erziehen lassen, ihm tüchtige Lehrer geben, die seine Talente richtig ausbilden und ihn so zu einem berühmten Manne machen.“

Hätte der Fürst die Hälfte seines Bauerngutes verlangt, so würde es Söllig nicht so schwer geworden sein, dazu seine Zustimmung zu geben, wie hier zu der Trennung von seinem Valentin, der ihm jetzt lieber war denn je; er überlegte aber auch, welch' großen Nutzen es für den Knaben haben werde, wenn er am fürstlichen Hofe bleiben würde und entschloß sich daher endlich mit schwerem Herzen, dem Verlangen des Fürsten zu entsprechen. „Euere Fürstliche Gnaden mögen ihn hinnehmen,“ versetzte er endlich, „möge er Euere Fürstlichen Gnaden immer gefallen und auch Ehre machen. Sollte er aber Euere Fürstlichen Gnaden einmal nicht mehr gefallen,“ setzte er mit herbem Stolz hinzu, „so möge Euere Fürstliche Gnaden ihn

nur wieder heimschicken, denn ich habe auch Brot für ihn.“

„Schön Dank,“ entgegnete der Fürst und nickte mit dem Kopfe. „Ich kann es mir wohl denken, daß es ihm sauer ankommt, von dem Kinde zu lassen, aber er kann versichert sein, es ist bei mir in guter Obhut, und außerdem kann Er es ja jeder Zeit sehen, wenn Er einmal besondere Sehnsucht hat.“

Damit war der kleine Valentin Söllig dem Hofstaate des Fürsten Ludwig Rudolph von Blankenburg einverleibt. Er wurde zunächst zum Hoffschneider gebracht, der ihm modische Kleider anmaß, sodann zum Hofffriseur, der ihn modisch frisirte und ihm auch ein kleines Zöpfchen mit einer Schleife zurechtmachte, worüber der Knabe seine helle Freude hatte. Als sodann nach einigen Tagen die adelige Bauernhochzeit nach Ströbecker Art gefeiert wurde — der originelle Vorschlag der Ströbecker Bauern war natürlich mit Vergnügen angenommen worden — und viele Einwohner von Ströbeck nach Blankenburg geritten und gefahren kamen, um wenigstens den Hochzeitszug durch die Straßen von Blankenburg mit anzusehen, da saß der kleine Valentin bereits wie ein kleiner Prinz mit in dem großen Wagen des Fürsten und benahm sich, als wäre er schon von klein auf am Hofe gewesen.

Nach dem Karneval erhielt er sodann einen Informator, der ihn mit aller Umsicht in allen Wissenschaften zu unterrichten begann und außerdem ward noch dem Bibliothekar des Fürsten, dem gelehrten späteren Reichshofrathe Knörr die Oberaufsicht über die Erziehung des Knaben übertragen. Darauf ward Valentin ein sehr eifriger und fleißiger Schüler, der schnell große Fortschritte machte, doch blieb er auch ein heiterer und witziger Gesellschafter. Jeden Abend um 6 Uhr mußte er in der Assemblée des Fürsten erscheinen, und wenn der Fürst Lust hatte, mit diesem Schach spielen. War der Fürst nicht dazu gestimmt, so spielte seine Gemahlin, die Fürstin Christine Louise, mit ihm, und hatte diese keine Lust zu spielen, so nahmen ihn schnell die Damen und Herren des Hofes in Beschlag und spielten mit ihm. Gewann er dann, so schenkte ihm der Besiegte stets einen blanken Raubthaler, worüber er sich ganz außerordent-



lich freute. Diese Laubthaler sammelte er sich sorgfältig in einem Kästchen und brachte dadurch nach und nach ein ansehnliches Kapital zusammen.

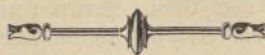
Durch die große Gunst, die ihm von allen Seiten widerfuhr, wurde er aber keineswegs stolz oder anmaßend, sondern blieb immer bescheiden, höflich und zuvorkommend. Da er bald merkte, daß man es besonders gern hatte, wenn er heitere Scherze machte und lustige Geschichten erzählte, so legte er sich schon bald immer so einen kleinen Spaß, eine drollige Anekdote oder dergleichen zurecht für den Abend und suchte dann den kleinen Scherz so gefällig wie möglich vorzutragen. Dadurch bekam er nach und nach eine solche Gewandtheit im Erzählen und Konversiren, daß er als ein Muster darin hingestellt werden konnte. Konnte er einmal Abends nicht in der Assemblée erscheinen, so wurde er schmerzlich vermißt. Des Nachmittags, wenn er im Hofgarten spielen und sich ergehen durfte, holte er sich gern seine erste Spielgefährtin, die er in Blankenburg kennen gelernt hatte, die hübsche, sanfte Minna, die Tochter des Hofbüchsenmeisters, und plauderte, spielte und scherzte mit ihr so vertraulich, als wenn es seine Schwester gewesen wäre.

Als er so weit herangewachsen war, daß er sich für einen Beruf entscheiden mußte, fragte ihn der Fürst eines Tages, was er wohl werden möchte. Er antwortete, daß er eine besondere Neigung für den Predigerstand habe, worauf ihn der Fürst auf die Universität Helmstedt sandte und ihn unter der besonderen Aufsicht des berühmten und hochgelehrten Abtes Mosheim Theologie studiren ließ.

Kurze Zeit, nachdem er die Universität bezogen hatte, starb der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel und Fürst Ludwig Rudolph wurde sein Nachfolger. Dieser verlegte denn auch natürlich sein Hoflager nach Wolfenbüttel, das damals noch die Residenz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel war, und in Folge dessen verlebte nun Valentin

seine Studentenferien in der alterthümlichen Stadt an der Oker. Auf der Universität widmete er sich mit besonderem Fleiße der griechischen Sprache, die in jener Zeit noch nicht viel gepflegt wurde und erlangte in derselben bald umfassende Kenntnisse, so daß ihm nach vollendeten Studien die Universität einen Lehrstuhl als Professor der alten Sprachen anbot. Allein zur selben Zeit starb sein Wohlthäter, der Herzog Ludwig Rudolph, es war im Jahre 1735, die Herzogin Christine Louise zog sich wieder nach dem lieben Blankenburg zurück und bat Valentin nun, ihr dorthin zu folgen und die Stelle eines Pagenhofmeisters zu übernehmen. Da gab es denn natürlich kein Bedenken, er folgte sofort der verehrten Frau, bekleidete die Stelle bis 1739 und ward dann Hofdiakonus. Als solcher warb er auch um die Hand der anmuthigen Minna, mit der er immer in Verkehr und Briefwechsel geblieben war, und führte sie sodann als seine Gattin heim. Die sehr schöne Ausstattung für den neuen Hausstand besorgte die Frau Herzogin.

Als im Jahre 1749 auch die Frau Herzogin aus dem Leben schied, wollte es Valentin in Blankenburg nicht mehr gefallen, als Professor an eine Universität zu gehen hatte er auch keine Neigung, obgleich wiederholt ein Ruf an ihn erging, denn man wußte sein reiches Wissen, besonders in der griechischen Sprache wohl zu schätzen. Er nahm daher die Predigerstelle in Hasselfelde an, wirkte noch viele Jahre sehr segensreich, führte aber das stille, unscheinbare Leben eines Gelehrten, von dem nicht viel in die Oeffentlichkeit dringt. Nur zuweilen, wenn eine gelehrte Disputation über eine griechische Wortform oder über eine Stelle in einer griechischen Dichtung entstand, ließ er sich öffentlich vernehmen und dann horchte die ganze deutsche Gelehrtenwelt aufmerksam auf und acceptirte auch meistens, was der einstige kleine Schachspieler des weiland Fürsten Ludwig Rudolph von Blankenburg und jetzige weise Grieche von Hasselfelde sprach.







## Die Perlenfischerei.

Von M. Schiborr.

An gewissen Stellen des Meeres, in nicht allzu großer Tiefe, findet sich auf Korallenbänken sitzend eine Muschel, die Perlmuschel, welche in ihrem Innern die echten, früher den Diamanten fast gleich geschätzten Perlen birgt. Das persische und rothe Meer, die Inseln des großen Ozeans, die Meerbusen von Mexiko und Panama, hauptsächlich aber die Küsten der Vorderindischen Insel Ceylon sind die Fundorte der Perlmuschel. Während an einigen Küsten die Perlmuschel durch Habgier und Vernachlässigung nur in geringer Zahl gefunden wird, so daß die Fischerei sich nicht verlohnen würde, liefert sie im persischen und rothen Meere, an der Insel Ceylon und den Küsten des gegenüberliegenden Festlandes reichen Ertrag. Zugleich sei hier erwähnt, was die Perlen eigentlich sind und wie sie entstehen. Oeffnet die Muschel ihre Schalen, so kommt es vor, daß Sandkörner, Wassermilben, Algen oder andere Gegenstände in das Innere der Muschel gelangen. Verschiedene Schmarotzer, als Eingeweidewürmer, befinden sich schon in der Muschel. Diese, sowie die übrigen Eindringlinge sucht die Muschel zu vernichten. Es schwillt aus den Schalenwänden eine Substanz aus, in der viel kohlensaurer Kalk enthalten ist. Diese Masse schließt die vorhin genannten Gegenstände ein und auf diese Weise entstehen die Perlen, von denen man in manchen Muscheln bis hundert findet. Davon sind die in der Muschel freiliegenden rund und schöner, als die an den Schalenwänden sitzenden, welche gewöhnlich eine fegelförmige Gestalt haben.

Im persischen Meere gehört die Perlenfischerei dem Imam von Maskat. Eine Verbindung reicher Kaufleute übt sie aus. Zur Zeit des Fischens eilen von allen Seiten die Eingeborenen herbei, um sich an derselben zu betheiligen. In 3—4000 Booten jeder Größe versammeln sich zur Fischerei, die vom Juni bis gegen die Mitte des September dauert, oft 30000 Menschen. Einen bestimmten Lohn erhält Niemand; jeder hat Antheil an dem Ge-

winn. Die Boote fassen 8—40 Mann, von denen die Hälfte taucht, während die im Boote bleibenden ihre Genossen wieder heraufziehen. Damit das Hinabtauchen schnell geht, stellt sich der Taucher auf einen, mehrere Centner schweren Stein, der an einer Leine hängt. Unten in der Tiefe, die oft 50 sogar bis 100 Fuß beträgt, sammelt er die Muscheln, welche erst von den Korallenbänken losgerissen werden müssen, in einen Korb. Ist dieser gefüllt, so gibt er mit einer anderen Leine ein Zeichen und wird dann in's Boot gezogen. Länger als 40 Sekunden bleibt selten ein Taucher in dem Wasser. Nachdem er sich ungefähr drei Minuten ausgeruht hat, taucht er nieder. Um den Athem besser anhalten zu können, klemmen sich die Taucher, nachdem sie tief geathmet haben, die Nase mit einem Stückchen elastischen Horn zusammen. So ganz ungefährlich ist aber die Taucherei doch nicht, denn Haifische, Sägesfische und Polypen drohen in der Tiefe den Tauchern. Zur Abwehr gegen die ersteren sind die Priester und Haifischbeschwörer da, denn kein Taucher würde in's Meer gehen, ehe nicht Priester und Beschwörer ihre Beschwörungsformeln gesprochen hätten. Um die Polypen von sich abzuhalten, zieht der Taucher eine leichte leinene Kleidung an.

An den Küsten Ceylons läßt die englische Regierung fischen. Zur Fischenszeit herrscht an dem sonst gänzlich verödeten Strande das regste Leben, denn tausende von Menschen eilen auf den Ruf der Regierung herbei. Es sind nicht allein Taucher; auch Abenteurer, Taschenspieler, Diebe, Tänzer und Tänzerinnen, Kaufleute, Juweliere, Händler, Priester u. s. w. stellen sich ein, und jeder sucht nach seiner Weise seinen Gewinn.

Am Morgen gehen die Boote in See. Zwei Taucher, zwei Gehilfen derselben und ein Soldat mit geladenem Gewehr befinden sich in jedem derselben. Der Letztere soll das Stehlen der Perlen verhindern. Um das Tauchen zu beschleunigen, stellt sich auch hier der Taucher auf einen schweren Stein, der an einer Leine hängt, welche über eine Rolle führt. Füllt unten der



Taucher den Korb mit Muscheln, ziehen die übrigen den Stein heraus, so auch den Korb, nach dessen Füllung der Taucher mit einer Perle ein Zeichen gibt. Er selbst braucht nur die Hände von den Felsen, an die er sich hielt, loszulassen, um bald darauf an der Oberfläche des Wassers zu erscheinen. Der zweite Taucher löst nun den ersten ab und so geht es fort bis 4 Uhr Nachmittags, worauf die Flotte nach der Küste zurückkehrt. Hier werden die Muscheln in Haufen und Häufchen getheilt und verkauft. Bei diesem Glücksspiel im wahren Sinne des Worts, kann Jemand einen großen Haufen

kaufen, ohne nur eine Perle zu finden, während einem andern die launische Glücksgöttin im kleinsten Häuflein kostbare Perlen in den Schooß wirft und zum reichen Manne werden läßt. Die nicht verkauften Muscheln kommen in einen, von einer Mauer umgebenen Raum. Sie faulen hier und öffnen sich dann von selbst, so daß die Perlen herausfallen und durch Vorrichtungen leicht gesammelt werden können. Durch den schrecklichen Geruch, der dadurch verbreitet wird, entstehen hitzige Fieber, von denen namentlich die Soldaten betroffen werden, weil diese bis zuletzt an der Küste zurückbleiben müssen.

## Magelone.

Von L. Bier.

(Fortsetzung statt Schluß.)



ach bestieg nun die Prinzessin den für sie bereit gehaltenen Zelter, auch der Ritter setzte sich auf sein Roß, nahm das Packpferd am Zügel und fort ging es, in den Morgen und die dunkeln Waldungen hinein.

Nachdem beide mehrere Stunden geritten und tief in den Wald gekommen waren, machte Peter Halt, um die Pferde ausruhen und auf einem grünen Plage grasen zu lassen. Die Prinzessin war durch den langen Ritt ganz matt geworden und als sie von dem Ritter aus dem Sattel gehoben und in das Gras gesetzt worden war, wahrte es gar nicht lange, so legte sie ihr Haupt in den Schooß Peters und entschlief. (Siehe das Bild Seite 308.) Während die schöne Magelone nun schlief, ruhte das Auge des Ritters mit großem Wohlgefallen auf der herrlichen Gestalt und dem lieblichen Antlitze der Jungfrau. Da bemerkte er auf ihrer Brust ein Stück rothes Seidenzeug. Neugierig zu wissen, was darin sein möchte, zog er das Stückchen Zeug leise hervor und fand in ihm jene drei Ringe eingewickelt, welche er einst von seiner Mutter erhalten und dann der schönen Magelone geschenkt hatte. Aus der Art, wie Magelone die Kleinodien bewahrt hatte, erkannte Peter, wie

lieb ihn die Prinzessin haben müsse. Darüber versank er in Gedanken und legte den rothen Zindel neben sich auf einen Stein. Nun begab es sich, daß gerade ein Raubvogel über dieser Waldstelle kreiste und den rothen Zindel erschaute, weil derselbe aber wohl meinen mochte, es sei ein Stück Fleisch, so schoß er herab, faßte den Zindel mit seinen Klauen und erhob sich in die Lüfte, ehe ihm der aufgeschreckte Ritter zu wehren vermochte. In einiger Entfernung ließ sich der Vogel nieder. Peter gedachte sogleich, wie es Magelone betrüben würde, wenn sie die Ringe vermisste, und eilte deshalb, nachdem er seiner schönen Braut sanft den Mantel unter das Haupt gelegt hatte, dem Vogel nach, um demselben durch Steinwürfe die erhaschte Beute abzujaßen. Der Vogel flog auch auf, nahm aber den Zindel mit. Nach einer kleinen Weile ließ er sich wieder nieder. Der Ritter kam ihm abermals nach und scheuchte ihn wiederum durch Steinwürfe auf. Das wiederholte sich mehrere Male, aber der Raubvogel ließ dabei seine gemachte Beute doch nicht im Stich. Endlich flog er über das Meer auf eine nahe gelegene Insel und ließ dort am Ufer das Stück Zeug fallen. Peter spähetete nun längs der Küste nach einem Rahn, und als er einen solchen gefunden hatte, stieg er in denselben und ruderte der Insel zu. Während er so emsig das Ruder handhabte,



begab es sich, daß ihm dasselbe aus der Hand rutschte und weiter und weiter vom Rahne fort schwamm. Hilflos saß nun Peter im steuerlosen Rachen und gedachte mit tiefer Trauer seiner geliebten Magelone. Zu dem Schmerz um die verlorene Braut gesellte sich allgemach ein quälender Durst, der durch das genossene Seewasser nur noch vermehrt wurde. Als es Abend ward, wurde der steuerlos treibende Rachen von

den jungen und schönen schiffbrüchigen Mann als Sklaven an den Sultan abzuliefern. Dies geschah auch, nachdem das Piratenschiff in den Hafen von Alexandrien eingelaufen war. Der Sultan von Babylon war ein gar ehrwürdiger und gegen seine Diener gütiger Herr. Als ihm nun der junge und wohlgestaltete Sklave zugeführt wurde, so machte er ihn zu seinem Tafelbecker. Als solcher hielt sich Peter stets be-



Magelone sank mit ihrem Haupte in Peters Schooß und war bald in diesem Schlummer versunken.

der Mannschaft eines maurischen Schiffes bemerkt, welches auf einem Raubzuge begriffen war. Sofort ließ der Kapitän desselben beidrehen und den halbohmächtigen Inassen des gebrechlichen Fahrzeuges an Bord holen. Hier wurde Peter gut gepflegt und weil der Kapitän des Raubschiffes jedesmal bei seiner Rückkehr dem Sultan von Babylon allerlei Geschenke als Tribut darbringen mußte, so beschloß er,

scheiden und war zuvorkommend gegen Jedermann, also, daß er gar bald das Vertrauen des Sultans und des ganzen Hofstaates genoß. Trotz dieses seltenen Glückes war Peter immer im Grunde seines Herzens traurig, wenn er an die schöne Magelone dachte, doch verlor er niemals die Hoffnung, daß er seine geliebte Braut mit Gottes Hilfe einst wiedersehen werde.

(Schluß folgt.)



## Zwei deutsche Kaiser.

Von F. Knauth.

### Franz II. Joseph Karl.

Es war am 12. Februar des Jahres 1768, als in Florenz dem damaligen Großherzog von Toscana, späteren deutschen Kaiser Leopold II. von seiner Gemahlin Marie Luise, Tochter des Königs Karl III. von Spanien, der in der Ueberschrift genannte Sohn geboren wurde.

Zunächst vom Vater selbst erzogen, kam der junge Prinz später unter die Leitung seines Oheims, des trefflichen Kaisers Joseph II., der ihn zum Regenten heranzubildete. In dem Kriege, den letzterer im Jahre 1788 in Verbindung mit Rußland gegen die Türken führte, war Franz sein Begleiter und übernahm sogar schließlich, von Laudon unterstützt, den Oberbefehl über die österreichischen Truppen. Ebenso führte er nach dem Tode Josephs wenigstens einen Monat lang die Regierung in Wien und ging dann mit seinem Vater nach Pillnitz, woselbst die Verhandlungen mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dem Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen in Bezug auf Frankreich stattfanden,

das bekanntlich eben damals in vollem Aufstande sich befand und durch seine Dekrete vielfach die Rechte deutscher Reichsstände verletzt hatte.

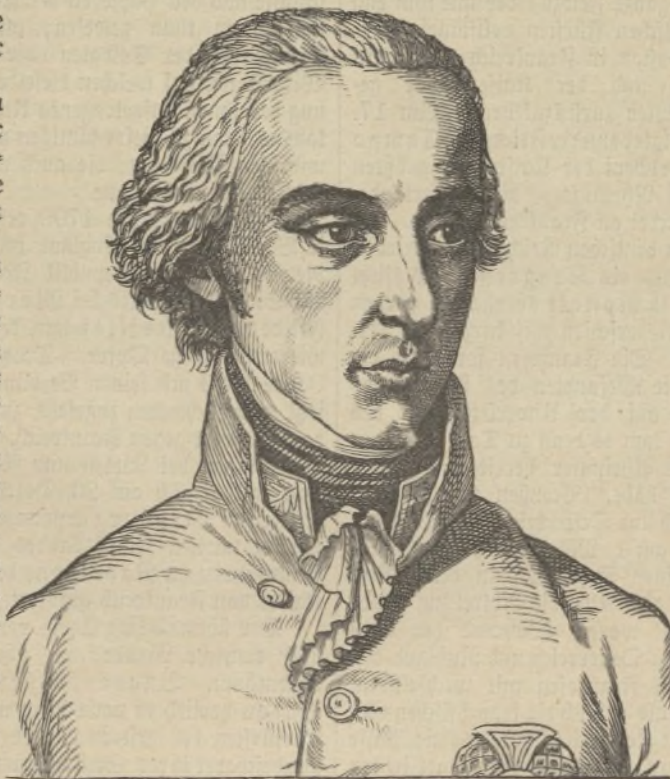
Der unerwartet schnelle Tod des Vaters rief am 1. März des Jahres 1792 den nun

vierundzwanzigjährigen

Prinzen auf den Thron der österreichischen Erblande; im Laufe der nächsten Monate aber ward er auch zum König von Ungarn und Böhmen gekrönt. Zu nämlicher Zeit — am 5. Juli 1792 — wählte man ihn ferner einstimmig zum Kaiser von Deutschland und bei seiner feierlichen

Krönung, die schon neun Tage später erfolgte, walteten die drei geistlichen Kurfürsten des Reiches zum letzten Male persönlich ihrer altüber-

kommenen Aemter. Das Volk sagte schon damals vorher, daß die Krönung überhaupt die letzte sein würde. Im großen Saale des „Römers“ zu Frankfurt a/M., in welchem die Kaiser erwählt wurden, befindet sich nämlich eine Anzahl Nischen. Seit geraumer Zeit nun war in jede derselben das Bild eines deutschen Kaisers gemalt worden und jetzt war nur noch eine Nische übrig, die das Bild des neuerwähl-



Franz II. Joseph Karl.



ten Kaisers aufnehmen sollte. Aus diesem Umstande schloß der Volksaberglaube, daß Franz II. der letzte deutsche Kaiser sein werde.

Nach der Krönung sodann sollte der Krieg gegen Frankreich mit Ernst beginnen.

Kaiser Franz stellte sich im Jahre 1794 selbst an die Spitze der niederländischen Truppen, allein er richtete nichts aus, und es ist ja bekannt, daß der ganze Feldzug der mit ihm eng verbündeten deutschen Fürsten vollständig mißlang. Die Invasion in Frankreich nahm ein klägliches Ende und der Kaiser war genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Am 17. Oktober 1797 folgte dann der Friede von Campo Formio, in welchem der Kaiser den größten Theil des linken Rheinufers, die Niederlande, sowie die Lombardei an Frankreich verlor.

Um mit dem deutschen Reiche selbst Frieden zu schließen, ward ein Kongreß in Aussicht genommen, der in Rastatt abgehalten werden sollte. Bonaparte erschien auf kurze Zeit persönlich daselbst. Die Franzosen forderten die Rheingränze; die Gesandten des Reichstages aber bestanden auf der Unverletzlichkeit des Reiches. Dabei kam es denn zu Tage, daß der Kaiser das linke Rheinufer bereits an Frankreich überlassen habe. Preußen trat deshalb gegen Oesterreich und Oesterreich gegen Preußen auf, bis endlich am 1. März des Jahres 1798 in der allgemeinen Schwäche, in dem Mißtrauen Aller gegen Alle die Abtretung jenes Gebiets bewilligt ward. Während der Verhandlungen setzten Oesterreich und Rußland den Kampf gegen die Franzosen mit wechselndem Glück fort, und als endlich die französischen Gesandten auf dem Kongresse Rastatt ohne Pässe verließen, wurden sie unweit der Stadt in der Nacht vom 27. zum 28. April 1799 von österreichischen (Szeckler) Husaren überfallen und bis auf einen ermordet. Dieser, der rohe Jean de Bry, der einige Jahre früher förmliche Rotten von Königsmördern in Europa hatte herumsenden wollen, befaß die Geistesgegenwart, sich todt zu stellen und veranlaßte dadurch die Mörder, auf ihn nicht weiter zu achten. In der Dunkelheit war er dann vorsichtig in einen nahen Graben gekrochen, von wo aus es ihm später gelang, einen Baum zu erreichen, in dessen dichtem Gebüsch er ein will-

kommenes Versteck fand. Zu seinem Glück! — denn die Husaren kehrten noch einmal zurück, um sich zu überzeugen, ob er auch getödtet sei, und als sie die Leiche nicht fanden, suchten sie eifrig nach dem Entflohenen, aber vergeblich.

Wahrscheinlich war es bei diesem schmachvollen Schauspiel dem österreichischen Minister Lehrbach nur um Erlangung einiger Aufschlüsse aus den Papieren der französischen Gesandten zu thun gewesen; allein durch die Trunkenheit der Soldaten oder aber durch den Widerstand, auf welchen dieselben bei Ausführung des ihnen aufgetragenen Ueberfalls stießen, kam es dann zu dieser blutigen und völkerrechtswidrigen Mordthat, die auch der höchst rechtliche Kaiser verdammt.

Schon im Jahre 1799 erhob sich Franz in Verbindung mit England und Rußland von Neuem gegen die Republik Frankreich, allein der Sieg Bonapartes bei Marengo, dem der Friede von Linawille folgte, kostete dem Kaiser wiederum große Opfer. Trotzdem zog er im Jahre 1805 mit seinen Verbündeten, denen sich jetzt auch Schweden zugesellt, zum dritten Male das Schwert gegen Frankreich. Es kam zu den Niederlagen bei Aulm und Austerlitz, und nun sah er sich am 26. Dezember 1805 im Frieden zu Preßburg gezwungen, nahezu 1000 Quadratmeilen seines Landes mit drei Mill. Einwohnern an Napoleon, den nunmehrigen Kaiser von Frankreich abzutreten.

Der übermüthige Corsie verfügte wiederum über deutsche Länder, wie über rechtmäßiges Eigenthum. Bayern, Württemberg und Baden verließ er volle Souveränität und dem Kurfürsten des erstern Landes den Königstitel, „unbeschadet ihrer Stellung zum Reich.“

Das deutsche Reich eilte seinem Ende entgegen. Die Fürsten im Westen Deutschlands schlossen am 17. Juli des Jahres 1806 einen Bund untereinander unter dem Schutze Napoleons: den Rheinbund, der seine Verfassung, seine Gesetze von Paris erhielt. Die Rheinbundsfürsten gaben dem Reichstage von diesem Schritte mit dem Bemerkten Kenntniß, er sei aus den besten Beweggründen gethan und behaupteten, sie würden sich eines guten Erfolges nicht versichert halten, „wenn sie nicht den Schutz eines Monarchen



erlangt hätten, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten."

Zehn Tage darauf, am 6. August 1806 erklärte Kaiser Franz II. dem Reichstage, daß er das Band, welches ihn bisher mit dem deutschen Reiche verbunden, für gelöst ansehe, die Kaiserkrone niederlege und alle Stände des Reiches von den Pflichten entbinde, womit sie an das Reichsoberhaupt gebundengewesen.

So war denn das tausendjährige Reich Karls des Großen zertrümmert durch den fränkischen Eroberer! Das deutsche Volk aber sah fast theilnahmslos dem traurigen Schauspiel zu: kein tieferes schmerzliches Gefühl überkam die Gemüther dabei, und ohne einen Widerstand zu leisten, löste sich das Reich in seine einzelnen Bestandtheile auf.

Franz, der schon am 14. August 1804 den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich angenommen hatte und seitdem Franz I. sich nannte, sah bis zum Jahre 1809 dem Kriege, den Rußland und Preußen gegen Frankreich führten, unthätig zu, dann aber griff er Napoleon zum vierten Male an, war jedoch leider wiederum nicht siegreich. Im Gegentheil: im Frieden zu Wien, den Napoleon erzwang, mußte er wiederum beträchtliche Gebietstheile an Frankreich abtreten und willigte zugleich in die Ehe seiner Tochter Marie Luise mit dem Eroberer.

Noch nahm er 1812 mit Frankreich an dem Feldzuge gegen Rußland Theil; als sich aber das deutsche Volk im Jahre 1813 so großartig gegen Napoleon erhob, wohnte er den Freiheitskriegen bei und unterzeichnete den ersten Pariser Frieden mit. (1814.)

Seit dem Jahre 1816 herrschte er bis zu

seinem am 2. März des Jahres 1835 erfolgten Tode in ungestörtem Frieden; wie sehr er aber seiner Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe und Schlichtheit wegen von allen seinen Unterthanen geliebt und verehrt wurde, davon legt die hier folgende österreichische Volkshymne, von Vater Haydn im Jahre 1797 so äußerst gelungen in Musik gesetzt, das bebedteste Zeugniß ab:

Gott erhalte Franz den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz!  
Hoch als Herrscher, hoch als Weiser  
Steht er in des Ruhmes Glanz!  
Liebe windet Vorbeerreiser  
Ihm zum ewig grünen Kranz.  
Gott erhalte Franz den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz!

Ueber blühende Gefilde  
Reicht sein Szepter weit und breit.  
Säulen seines Throns sind Milde,  
Bieder Sinn und Redlichkeit.  
Und von seinem Wappenschilde  
Strahlet die Gerechtigkeit.  
Gott erhalte Franz den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz!

Sich mit Tugenden zu schmücken  
Nchtet er der Sorgen werth.  
Nicht um Völker zu erdrücken,  
Flammt in seiner Hand das Schwert;  
Sie zu segnen, zu beglücken,  
Ist der Preis, den er begehrt.  
Gott erhalte Franz den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz!

Er zerbrach der Knechtschaft Bande,  
Hob zur Freiheit uns empor.  
Früh erleb' er deutscher Lande,  
Deutscher Völker höchsten Flor,  
Und vernehme noch am Rande  
Später Gruft der Enkel Chor:  
Gott erhalte Franz den Kaiser,  
Unsern guten Kaiser Franz!

## Der Löwe und die beiden Stiere.

(Eine Laßmann'sche Fabel.)

Ein Löwe sah auf grünem Rasen  
Einmal zwei starke Stiere grasen.  
„Et," spricht er bei sich selbst, „die sollen schmecken,  
Willst sie sogleich zu Boden strecken.“

Und gierig sprang er dann auf seine Beute los.  
Doch wie gesagt: die Stiere waren groß,  
Vier Hörner drangen zornig auf ihn ein.  
Ein Kampf mit Stieren! Konnt es anders sein?



Der Löwe strengt all seine Kräfte an,  
Braucht bald die Tazge, bald den scharfen Zahn.  
Doch Alles ist umsonst; will Einen er erlegen,  
Stürzt wild angreifend schon der Andre ihm entgegen.

Da denkt der Leu: „Kann's nicht durch Stärke  
sein,

So bleibt vielleicht durch List der Sieg noch mein.“  
Drum spricht er zu dem einen Stier:

„Mein Freund, ich mein' es gut mit Dir,

Willst Du sogleich von hinnen gehen,  
Soll Dir hinfort kein Leid geschehen.“

Der Stier, kaum hat er dies vernommen  
Verläßt alsbald den Kameraden.

Doch glaubt Ihr wohl zu seinem Frommen?

O nein, zu seinem eignen Schaden;

Denn als der Leu den einen Stier bezwungen,  
Holt' er den andern ein und — hat ihn auch verschlungen.

Ernst Lausch.

## Pardon.

Von Cäcilie Mölte.



Komm Rätke, reich mir Deine Hand  
Und sei mir wieder gut.

Ich kann es wirklich sagen kaum,  
Wie leid die Sach' mir thut;  
Guck her, ich war im Reden drinn,  
Stieß an die Flasche an,  
Da flog sie um und hat Dir nun  
Viel Schaden angethan.

Dein wunderschönes neues Tuch  
Hat einen großen Fleck;  
Ach Rätke glaub's, ich selber bin  
Darüber voller Schreck!  
Ich will nur gleich in nächster Woch'  
Zur Stadt zum Jahrmarkt gehn.  
Da kauf ich eins, das sei wie Deins  
So neu und grad so schön.

Gelt, Rätke, nimmst's von mir doch an?  
Hätt' ich es nur erst da, —  
Weißt ja, es war nicht böß gemeint,  
Komm Rätke, sag mal Ja!  
Mit Willen hätt' ich so etwas,  
Dir niemals angethan,  
So — reiche mir die Hände Dein  
Und sieh mich freundlich an!



# In's Riesengebirge.

Von E. Wiehner.

(Zu dem Bilde Seite 336.)

## 1. Auf dem Kynast.



it dem Dampfswagen waren wir in Hirschberg in Schlesien angekommen und nun ging es auf der schönen Poststraße am Zackenflüßchen entlang nach Warmbrunn. Die Häuserreihen der Dörfer Künersdorf (2100 Einwohner) und Hirschdorf (2600 Einwohner) begleiten uns ohne Unterbrechung.

Der Weg ist reizend, da außer den Dörfern manche hübsche Villa und manch einladend Gasthaus zu schauen sind. Nach dem Süden, Westen und Osten ragen bis in die Wolken im Hintergrunde die Berge des Riesengebirges, wo der Riese Rübezahl sein Wesen treibt. Auf der Salzbrücke, welche über das Heidewasser führt, das in den Zacken läuft, kommen wir nach Bad

Warmbrunn, das 3000 Einwohner hat und an beiden Ufern des Zacken in unmittelbarer Nähe des Gebirges auf einer Ebene liegt. Hier ist das Schloß der Reichsgrafen von Schaffgotsch, Besitzer des Kynast und Greifenstein denen der größte Theil des schlesischen Riesengebirges gehört. Die Propstei, katholische Kirche, und eine große Bibliothek zieren die Stadt. Zwei warme Schwefelquellen, die jährlich von ca. 2000 Kranken besucht werden, geben der Stadt den Namen. Auch für Arme und für Militärpersonen sind Badeeinrichtungen vorhanden. Die Straßen und Gallerien haben herrliche Ansichten nach dem Gebirge.

Wir nehmen unsern Weg nach dem 4 Kilometer entfernten Hirschdorf, „unterm Kynast“, wohin eine gute Poststraße führt. Der Ort hat 2200 Einwohner und viele schöne Häuser, die zu Wohnungen für Fremde eingerichtet sind. Im Schlosse wohnen die Verwaltungsbeamten der Herrschaft Kynast.

Hier thront unmittelbar über dem Dorfe, am Rande des Riesengebirges, der Kynast.

Es ist eine Burgruine (s. Abbild. S. 336),

die sich 600 Meter über dem Meeresspiegel auf einem Granitfelsen hoch aus Tannennipfeln emporhebt. Der Abfall des Berges nach Hirschdorf ist weniger steil, während auf der entgegengesetzten Seite derselbe sehr steil und wild ist und darum den Namen „Hölle“ führt.

Der Weg geht unweit des Dorfes rechts an dem netten Schweizerhause vorüber zur Hinterseite des Berges. Hier wird kurz nach einem großen Felsbrocken rechts ein schmaler Fußpfad über eine kleine Wiese betreten, der zum „Heerberge“ führt. Auf Stufen geht es fast rückwärts nun hinauf zur Burg, während der gerade fortgehende Pfad zur „Hölle“ führt. Der Hauptweg zieht sich durch den Wald an der Nordseite des Berges hinan. Es werden in der Höhe die „Wachtsteine“ erreicht. Auf denselben stellten in frühern Zeiten die Burgherren ihre Wachen aus. Nun ist die Ebene des Gipfels erstiegen und die Burg liegt dicht vor den Blicken des Wanderers. Vom Trommelwirbel begrüßt, wird über eine kleine Grasebene durch das alte Wachtthaus in die Burg geschritten. Im ersten Hofe nimmt eine gute Restauration den Wanderer auf und bietet ihm Labung und Nachtquartier nach den mühevollen Stunden. Die Burg wird dann durchwandert. In den innern Höfen befinden sich die Brunnen und die Stauensäule oder frühere Straßstätte. In der Kapelle trägt ein Kopf die Bogen des Gewölbes; die Besteigung des Thurmes, welche auf einer neuen Wendeltreppe von 72 Stufen zur Ausführung kommt, ist lohnend. Nach Süden, Osten und Westen wird der Ramm des Riesengebirges in seiner reichsten Abwechslung ganz nahe überblickt; nach Norden das ganze Hirschberger Thal, dessen liebliches Grün von den Städten gleich rothen Fäden durchzogen wird. Berg und Thal, Gebirge und Ebene breiten sich hier in unmittelbarer Nähe und unvergleichlicher Schönheit aus.

Wer 50 Pfennige anwendet, dem wird ein Böllerschuß abgefeuert, dessen Echo in den Ber-



gen mit donnerähnlichem Rollen sechsfach wiederhallt; auch der Ton einer Schalmel erklingt viermal wieder. Am zweiten Pfingsttag ist auf dem Rynast viel Leben, da hier vor der Burg ein Markt abgehalten wird.

Die Grafen Schaffgotsch sind seit 500 Jahren Besitzer des Rynast. Die Geschichte theilt mit: „Als Kaiser Karl IV. (regierte von 1347—1378) die Stadt Erfurt belagerte, stand ihm der Ritter Gottfried Schaf (Gotsche-Schaf, Schaffgotsch) so tapfer bei, daß der Kaiser ihm die Hand gereicht habe. Gotsche-Schaf strich aber mit seiner Hand erst über den Harnisch, um sie dadurch vom Blut zu reinigen. Weil dabei vier Finger die Blutspuren zurückgelassen hatten, darum verlieh der Kaiser dem Tapfern diese vier rothen Streifen als einen Theil des Wappens und schenkte ihm dazu den Rynast. Auch im 30jährigen Kriege stand an der Seite des Wallenstein ein tapferer Schaffgotsch, der bis zum General der Kavallerie und Kommandanten der kaiserlichen Truppen stieg. Weil er aber später mit Wallenstein gegen den Kaiser im Bunde stand, darum ward er nach Wallensteins Tode verhaftet und 1635 in Regensburg nach richterlichem Ausspruche enthauptet. Die Besitzungen der Schaffgotsch wurden bis auf den Rynast und Greifenberg den Kindern entzogen.“ Von demselben Grafen geht folgende Sage von Mund zu Mund: Der Ge-

neral Hans Ulrich von Schaffgotsch ließ den evangelischen Prediger aus dem nahen Giersdorf zu sich kommen, der in dem Rufe stand, aus dem Laufe der Sterne den Menschen die Zukunft vorherzusagen zu können. Der Prediger erschien und verkündete dem Grafen: „Du wirst durch das kalte Eisen sterben.“ Der Graf wollte es nicht glauben, ließ ein Lamm holen und sprach zum Prediger: „Was wird mit diesem geschehen?“ Der Prediger sprach: „Dieses Lamm wird von einem Wolfe gefressen werden.“ Da gab der Graf seinen Dienern geheim den Befehl, das Lamm zu schlachten und zur Mittagstafel, zu welcher der Prediger eingeladen werden sollte, zu bereiten. — Der festgesetzte Tag und das Mittagsmahl erschienen. Der Graf und der Prediger saßen an der Tafel, aber der Braten kam nicht. Als der Graf nach der Ursache derögerung frug, da erhielt er vom Diener zur Antwort: „Der Wolf hat das Schaf gefressen.“ Und es war also. Man hatte auf dem Schlosse einen zahmen Wolf umherlaufen, der hatte das Schaf in der Küche gestohlen und verzehrt. Auf diese Mittheilung erblaßte der Burgherr und sprach: „Der Herr thue, was ihm gefällt!“

Der Rückweg nach Hermsdorf ward auf dem schmalen mit vielen Stufen versehenen Pfade durch die „Hölle“ zurückgelegt.

## Ein kluger Höffling.

Von Ernst Lausch.



Ein König saß einst beim Mahl und mit ihm die Geladenen, Würdenträger des Reiches, Rathgeber und Vertraute des Monarchen. Als die Mahlzeit beinahe zu Ende war, ward noch eine Schüssel mit süßduftendem Kuchen herungereicht. Auch der König nahm ein Stück davon, zerbrach es mit Behagen, und während er im Begriff stand, einen Bissen zum Munde zu führen, sah er mit Schrecken einen todtten Käfer, einen Bäcker Schwaben, der in den Teig gebacken war.

Zornig gebot er, den Bäcker, der dies gethan, hereinzuführen. Der Meister erschien

und trat an die Tafel, dicht an den König, sich demüthig vor ihm neigend. „Unglückseliger! hast Du dies gethan?“ herrschte dieser ihn an und hielt ihm den Kuchen mit dem todtten Schwaben vor die Augen.

„Den Kuchen gebacken? Ja, Majestät.“ antwortete der Bäcker unbefangen. — „Siehst Du nicht das schwarze Ding darin?“ schrie der König. Ruhig griff der Bäcker zu, zog rasch das Thierchen aus dem Gebäck, verschlang es und rief: „Eine Rosine, Majestät! Eine süperbe Rosine!“

Betroffen schaute der König auf die Tischgenossen ringsum, die von der Antwort des



Hofbäckers gleichfalls auf's Höchste überrascht waren und vor Erstaunen stumm vor sich niederblickten. Bald jedoch glätteten sich die Mienen des Fürsten wieder und lächelnd sprach er, indem er dem Bäcker gnädig Entlassung zuwinkte:

„Wahrlich, geschicktere Lüge eines Höflings hörte ich nie!“ — Der Hofmarschall aber flüsterte den Anwesenden leise zu: „Der hat uns übertroffen!“ Und stilles Kopfnicken derselben spendete ihm Beifall.

## Wachet auf!

Von A. Kneiß.

Ihr Knaben, Mädchen, wachet auf!  
Die Sonne geht schon ihren Lauf.  
Die dunkle Nacht ist längst dahin,  
Erneut der Kleinen Herz und Sinn.  
D seht doch, wie sich alles regt  
Und dort im Lenze froh bewegt!  
Vom Thurme schlägt die Glocke sieben, —  
Nun wachet auf, Ihr theuren Lieben!

Die Vögel schwingen sich empor  
Und singen laut im vollen Chor.  
Wie sie dort fliegen und sich wiegen,  
Wie gern sie haschen und sich kriegen!  
Die Blumen auch sind aufgewacht  
Und haben ihren Dank gebracht.  
Nun wachet auf! Heraus! Heraus!  
Die träge Ruhe ist nun aus.

## Geographische Räthsel.

Von H. Heyer.

1.

Es fließt ein Fluß links in den Rhein,  
Des Ufer liefern guten Wein,  
Siehst n Du, oder r am End',  
Das Wort zwei deutsche Dichter nennt.  
Und wenn gar s am Ende steht,  
Wird es daraus ein großer Prophet.

2.

Im Falle beide Silben stehen getrennt,  
Bezeichnet die Erste das Geschlecht der Zweiten.

Die, wenn verfallen, man Ruine nennt.  
Doch nennen, zum Ganzen vereint, die Beiden  
Dir eine Kreishauptstadt im Hessenland  
Mit einer Zweiten, Stockau einst genannt.

3.

Sag, welchen von Vater Noah's Söhnen  
Ramm wiederfinden man sofort,  
Wenn man versteht des Namens Zeichen  
In einem deutschen Badeort.

## Logogriph.

Von Franz Marx.

Mit b ist es am Meeresstrand  
So Tag für Tag zu schau'n;  
Mit g furcht es das Ackerland  
Mit seinen scharfen Alan'n;  
Mit l kann's deutsch und fremd auch sein,  
Wie man's gerade nimmt,  
Deutsch ging es längst zur Ruhe ein,  
Fremd ist es „sie“ bestimmt.  
Mit f schaut es zum Dach hinaus —  
Nun hört: wie seltsam doch:  
Spricht man die Wörter rückwärts aus,  
Sind es dieselben noch.

## Auflösungen der Charaden in Nr. 19:

1. Bücherwurm. 2. Maiblumen. 3. Storchschnabel.

## Auflösung der Aufgabe in Nr. 19:

Eilenburg.

## Briefkasten.

An Richard Hilpert in S. Ei, ei, das sind ja alte Sachen! Neues erinnern. — An Carl Köbbecke in Braunschweig. Die Lösungen sind richtig. — In Nr. 18 sind nur von den drei geographischen Räthseln richtige Lösungen eingegangen: 1 und 2 ist von Anna Steiner in Prag und 3 von Arthur Mahler in Prag richtig gerathen. — Adolf Zinnod in Schalkau. Vorzügliche Leistung. Allen besten Gruß.

Wittenberg.

Ernst Lausch.



Der Kynast am Fuße des Kilefengebirges. (Siehe Seite 333.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetsfke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfke'sche Buchdruckerei in Halle.  
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro  
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.